

Albert Hauck

Eine Erinnerung an den großen Kirchenhistoriker zu seinem 125. Geburtstag

Ein charakteristisches Merkmal der modernen Menschen ist ihre Geschichtslosigkeit. W. Lütgert stellte bereits 1936 in seiner Abhandlung „Die theologische Krisis der Gegenwart und ihr geistesgeschichtlicher Ursprung“ fest: „Diese Abwendung von der Geschichte entspricht einer allgemeinen Tendenz. Sie ist ein revolutionärer Zug nicht nur in der Theologie, sondern im geistigen Leben der Gegenwart“.

Es ist interessant, zu verfolgen, wie zuvor alle großen Theologen Männer der Geschichte waren. Ob wir nun an Augustin in der alten Kirche denken, dem „die Geschichte ein Wellental zwischen Ewigkeit und Ewigkeit“ ist, bis der „dies sine vespera“ anbricht (W. v. Loewenich), oder an Martin Luther, der in der Geschichte den unerhörten „ludus dei“, das große Spiel Gottes sieht. Wie könnten wir von bedeutenden Lutheranern des vergangenen Jahrhunderts noch an die Erlanger Theologen, vornean an J. Chr. K. v. Hofmann, oder an die anderen Lutheraner wie Louis Harms und Wilhelm Löhe und R. Rocholl erinnern. Auch Hermann Bezzel, der die Schwelle zum 20. Jahrhundert überschritten hat, dürfen wir nicht vergessen; wie hat er noch auf seinem Sterbebett gemahnt: „Nur die Kinder in der Geschichte recht unterweisen!“.

Der größte wissenschaftliche Forscher aber zu Beginn unseres Jahrhunderts war doch der Franke Albert Hauck, der das monumentale Werk der fünfbändigen „Kirchengeschichte Deutschlands“ geschrieben hat. Von seiner Forschung zehren wir noch heute. Seine Arbeit wird ihren Wert behalten, auch wenn die Forschung in einzelnen Punkten weiter schreitet. Seine unübertrefflichen Charakteristiken hervorragender Persönlichkeiten können kaum überholt werden und seine geistvollen Bonmots erfreuen immer wieder. Als sein 100. Geburtstag fällig war, haben es die Umstände unmittelbar nach dem 2. Weltkrieg nicht erlaubt, Albert Haucks in einem größeren Kreis zu gedenken. Nun soll zu seinem 125. Geburtstag dieses schlichte Gedenkblatt geschrieben werden. Es fehlt ja leider noch immer eine umfassende, wissenschaftliche Biographie. Kurz nach seinem Tode hat sein Schüler und Nachfolger Heinrich Böhmer in den Beiträgen zur Sächsischen Kirchengeschichte (Jahresheft f. 1919. Leipzig 1920) eine vorzügliche Vita „Albert Hauck, ein Charakterbild“ geschrieben, der aber eine noch weitläufigere Bearbeitung folgen sollte, und Friedrich Hauck hat zwar eine eingehende Lebensbeschreibung seines Vaters gegeben, die jedoch in ihrem intimen Charakter mehr für den engeren Kreis der Familie und der Freunde bestimmt war und heute noch unveröffentlicht in der Erlanger Universitätsbibliothek liegt. So muß mit diesem bescheidenen Erinnerungsblatt vorlieb genommen werden.

Die Familie Hauck ist eine alte, fränkische Familie, die nach dem Dreißigjährigen Krieg in dem Städtchen Wassertrüdingen am Hesselberg auftaucht, wo sie die Stadtmühle besaß. Der Vater Albert Haucks kehrte im Jahre seiner Verheiratung 1843 in die alte Heimat der Haucks nach Wassertrüdingen zurück und nahm dort als Advokat eine sehr angesehene Stellung ein. Dort wurde Albert Hauck am 9. Dezember 1845 als zweites Kind seiner Eltern geboren. Er war erst 8½ Jahre alt, als sein Vater starb und seine Mutter nun nach Ansbach verzog, wo ihr Vater und andere Verwandte lebten. In Ansbach ist Hauck dann aufgewachsen und hat diese Stadt stets als seine eigentliche „Heimat“ angesehen; und das Wort Heimat hat für ihn viel bedeutet. Schon frühzeitig faßte er den Entschluß, Theologie zu studieren und Pfarrer zu werden. In seinem Elternhaus herrschte ja eine echte, kirchliche Frömmigkeit, und seine Mutter übte nach dem Tod des Vaters einen bestimmenden

Einfluß auf ihn aus; auch bei ihm bewahrheitete es sich, daß bedeutende Männer meist nach der Mutter geraten. Sein Religionslehrer am Gymnasium befestigte noch seinen Entschluß, Theologe zu werden, und erkannte bereits die besondere wissenschaftliche Begabung des sonst sehr zurückhaltenden Schülers. Sein Studium begann er, wie die meisten Theologiestudenten, in Erlangen. Da seine Mutter als Witwe nur über ein geringes Einkommen verfügte und auch noch für andere Kinder zu sorgen hatte, mußte der Student der Theologie sehr sparsam leben und tat es auch ohne Murren. Er bekam einen billigen Mittagstisch zu 12 Kreuzern, meinte aber selbst an diesen 12 Kreuzern zur Anschaffung von Büchern noch sparen zu müssen und ab deshalb später in einer Wirtschaft, wo das Mittagessen nur 10 Kreuzer kostete. Von dem üblichen Verbindungsleben hielt er sich fern, um ganz seinem Studium leben zu können. Unter seinen theologischen Lehrern gab er bald Professor von Hofmann den Vorrang vor allen anderen, auch vor Franz Delitzsch und Reinhold Frank. Die schlichte, konzentrierte Vorlesungsweise Hofmanns mochte am meisten seiner eigenen Art entsprechen. Für zwei Semester ging er dann nach Berlin, wo er bei dem großen Historiker Leopold von Ranke entscheidende Anregungen für seine eigene Auffassung von der Aufgabe der Geschichte empfing. Es widerfuhr ihm später die große Auszeichnung, einen Ruf auf den Lehrstuhl seines Meisters in der Philosophischen Fakultät der Universität Berlin zu erhalten, den er aber ablehnte, um der Theologie treu zu bleiben. Von Berlin kehrte er nach Erlangen zurück, um hier sein Studium in den praktisch-theologischen Fächern abzuschließen. So hörte er bei Professor Gerhard von Zezschwitz, der auch als Universitätsprediger sehr geschätzt war. Doch lag ihm die stark rhetorische Art Zezschwitz's nicht, da er gegen jedes Pathos sehr empfindlich war. Immerhin ist das Urteil dieses Praktischen Theologen über die Seminarpredigt Haucks interessant: Er habe mehr Anlage zum Gelehrten als zum Prediger; ein gewiß zutreffendes Urteil. Das fleißige und gewissenhafte Studium des Studenten in Erlangen wie in Berlin hatte sich gelohnt. Er legte seine Aufnahmeprüfung im Jahre 1868 als Bester ab; erhielt er schon in den praktischen Fächern die Note „sehr gut“, so wurden die übrigen Fächer sogar als „vorzüglich“ bewertet. Deshalb wurde er, wie es für die besten Examenkandidaten damals üblich war, in das Predigerseminar in München einberufen, wurde anschließend Stadtvikar in München und dann 1871 selbständiger Vikar in Feldkirchen östlich der Hauptstadt. Im Jahre 1874 erhielt er die Anstellung als ständiger Pfarrer in dem alten hohenlohischen Dorf Frankenheim-Schillingsfürst und verheiratete sich dann bald mit Amalie Helferich, der er als siebenjährigem Mädchen bereits in Ansbach begegnet war. In Schillingsfürst wurde ihm auch sein ältester Sohn geboren. Laut Visitationsbericht 1876 trieb er dort eine reiche Gemeindegemeindearbeit und vernachlässigte darüber auch nicht ausführliche, wissenschaftliche Studien; als deren reife Frucht erschien 1877 bei Deichert in Erlangen sein Buch über Tertullian (Tertullians Leben und Schriften). In Anerkennung seiner Leistung verlieh ihm die Theologische Fakultät der Universität Erlangen ehrenhalber, was nur ganz selten geschah, die Würde eines Lizentianten der Theologie. Gleichzeitig schlug sie ihn der Regierung für eine außerordentliche Professur vor. Er lehnte zunächst ab und erst nach nochmaligem Drängen der Fakultät fand er sich bereit, sein Pfarramt an dem er hing, aufzugeben und die außerordentliche Professur für Kirchengeschichte und christliche Archäologie zu übernehmen. Im Sommer 1879 nahm er in Erlangen die volle Vorlesungstätigkeit auf. Der Anfang war nicht leicht; wenn auch ein Extraordinariat die Annehmlichkeit hatte, von allerlei Nebenbeschäftigungen, wie sie die Selbstverwaltung den Ordinarien auflegte, befreit zu sein, so forderten doch die großen Kollegs, die er las, zeitraubende Vorbereitungen und ein intensives Quellenstudium. Kein Wunder, daß der junge Professor vom vielen Studieren und Dozieren trotz der guten Erlanger Luft, die einst J. Chr. Fick in seiner „Beschreibung von Erlangen“ (1812) gepriesen hat, ganz bleich und mager wurde. Desungeachtet fand er auch als Professor noch immer Zeit und Lust, die Kanzel zu besteigen und aushilfsweise mit einer Predigt zu dienen. Der alternde Universitätsprediger Professor v. Zezschwitz bat ihn oft erst am Samstag-Nachmittag um eine rasche Vertretung, zu der er stets bereit

war, auch den Pfarrern der Stadt gegenüber. Ebenso hielt er jahrelang den Kindergottesdienst und lehnte Bitten des Gemeinnützigen Vereins um Vorträge nicht ab. In der Höheren Töchterchule erteilte er Unterricht in Literaturgeschichte. Angesichts dieses restlosen Einsatzes mußte es ihm eine Enttäuschung bereiten, als er bei der Neubesetzung von Plitts ordentlichem Lehrstuhl übergangen und der jüngere Theodor Kolde ihm vorgezogen wurde. Allerdings rückte er dann bereits im nächsten Jahr (1882) in die ordentliche Professur von Heinrich Schmid ein. Eben in Erlangen faßte er den Gedanken, eine Kirchengeschichte Deutschlands zu schreiben, und bereits im Jahr 1887 erschien der erste Band dieses gewaltigen Werkes. Er begründete mit einem Schlag seinen Ruhm als ausgezeichnete Kirchenhistoriker.

Was sonst das bürgerliche Leben Haucks in Erlangen betrifft, mag erwähnt werden, daß er zuerst in dem Haus Hauptstraße Nr. 47 wohnte, das dem Kaufmann Kindler gehörte. Als das erstgebaute Haus der Hugenottenstadt „Christian-Erlang“ war es mit dem Brandenburgischen Adler geschmückt und wurde in jüngster Zeit abgebrochen. Später erwarb er das stattliche Haus in der Nürnberger Straße Nr. 36, die ursprüngliche sog. Marchand'sche „Eremitage“, von dem man aus damals noch einen schönen Blick hinüber zum Neustädter Friedhof hatte. Von hier aus unternahm der vielbeschäftigte Professor gerne am späten Nachmittag einen etwa $\frac{3}{4}$ -stündigen Spaziergang in den damals noch so nahen Reichswald oder ging auch am Ufer des Kanals entlang. Seine Spaziergänge führten ihn auch immer wieder nach Ratsberg und Atzelsberg; denn er liebte den Blick von der Höhe des Rathsberges ganz besonders und hat auch zur Errichtung des Aussichtsturmes auf dem Rathsberg beigetragen. Mancher freie Samstag ermöglichte auch eine Fahrt nach Nürnberg oder Bamberg mit ihren reichen Kunstschatzen und historischen Erinnerungen.

Von seinen Kollegen an der Universität stand ihm besonders nahe der Professor der klassischen Philologie Iwan Müller und der Professor der Praktischen Theologie Walter Caspari. Unter den Erlanger Pfarrern verbanden ihn verwandtschaftliche Bande mit dem Albstädter Stadtpfarrer Friedrich Winter. Von den vier Söhnen, die ihm noch in seiner Erlanger Zeit geboren wurden, ist später sein Sohn Friedrich nach Erlangen zurückgekehrt und ein Erlanger geblieben. Nachdem er von 1913-1922 Pfarrer in Unteraltertheim bei Würzburg gewesen war, wurde er 1922 Studienrat in Schwabach und kehrte dann 1925 als Studienprofessor am Gymnasium Fridericianum endgültig nach Erlangen zurück. 1930 wurde er zugleich a. o. Professor an der Universität. Friedrich Hauck war auch, wenn ich recht sehe, der einzige, gebürtige Erlanger, der von der Theologischen Fakultät den theologischen Ehrendoktorhut empfangen hat. Er hat im Neustädter Friedhof seine letzte Ruhestätte gefunden.

Die „Kirchengeschichte Deutschlands“ brachte Albert Hauck einen Ruf an die Universität Leipzig ein. Hatte er schon vorher eine Berufung nach Marburg abgelehnt, so meinte er, doch dieser Berufung folgen zu müssen. In Leipzig, wohin er Ostern 1889 übersiedelte, sollte er die Höhe seiner wissenschaftlichen Laufbahn und akademischen Wirkens erreichen. Freilich bewährte sich bei ihm doch nicht ganz, was er in seiner Kirchengeschichte von Alkuin schreibt: „Man wurzelt da leicht ein, wo man Verständnis für die eigenen Lebensziele findet“; sein Haus blieb doch immer gleichsam eine fränkische Kolonie im Sorbenland. H. Böhmer schildert uns, wie sein Leben in Leipzig noch ereignisloser als in Erlangen verlief. Im Sommer stand er jahraus, jahrein regelmäßig kurz nach fünf, im Winter kurz nach 6 Uhr auf. Nach der kurzen Morgenandacht ging er zu Fuß zur Universität und las regelmäßig von 7-9 oder 8-10 seine zwei Stunden Kolleg. Nach dem Kolleg ging er wieder heim oder in die Universitätsbibliothek. Nach dem Mittagessen verzichtete er auf einen Mittagsschlaf und arbeitete lieber in seinem Garten, der mit seinem schönen Familienhaus in Leipzig-Gohlis, Stallbaumstraße 25, verbunden war und eine weite Aussicht auf den Schillerpark und das angrenzende Rosental gewährte. Er war ja ein großer Blumenfreund und hatte auch in seinem Studierzimmer eine

Menge von Pflanzen stehen, die er selber pünktlich versorgte. Der weitere Nachmittag gehörte dann wieder der „Kirchengeschichte Deutschlands“. Wenn es dämmerte, ging er regelmäßig eine Stunde spazieren und zwar immer denselben Weg, weil er auch während des Spaziergangs unablässig im Geist weiter arbeitete, so daß er seine Gedanken daheim dann gleich niederschreiben konnte. Eine Pflege ausgedehnter Geselligkeit lag ihm nicht. Nach dem Spaziergang ging er wieder an seinen Schreibtisch. Widmete er schon die Zeit nach dem Abendessen in der Regel seiner Familie, so kehrte er nach der Abendandacht doch nochmals in sein Studierzimmer zurück, um seine Vorlesungen für den kommenden Tag durchzusehen und u. U. zu ändern. Dann ging er zur Ruhe, schlief sofort ein und konnte bis zum Morgen durchschlafen; nur in den letzten zwei Lebensjahren hatte er öfters über Schlaflosigkeit zu klagen. Am Sonnabend gönnte er sich öfters mit Kollegen einen längeren Spaziergang. Sonn- und Feiertage früh besuchte er regelmäßig den Gottesdienst; während er Nachmittags in früheren Jahren gerne zeichnete oder malte, fertigte er später auch bisweilen die Register zu seinen Büchern.

Über seine Vorlesungen hinaus nahm er es auch mit seinen Pflichten als Fakultäts- und Universitätsmitglied sehr genau. Ohne Not versäumte er nie eine Sitzung, wenn er sie auch durchaus nicht als kurzweilig empfand. Wie schon als Pfarrer zeigte er auch als Dekan der Fakultät – er führte viermal das Dekanat – und als Rektor (1898/99), daß er ein vorzüglicher Geschäftsmann war. Wie in Erlangen, so hat er auch in Leipzig in den ersten Jahren noch öfter die Kanzel bestiegen und später noch häufiger mit Vorträgen gedient. Aber seine größte Leistung lag eben doch in seinen Veröffentlichungen. Heinrich Böhmer schreibt mit Recht von ihm: „Größer noch als der Professor und Lehrer war doch der Gelehrte und Schriftsteller Hauck. Nur wer den letzteren kennt und zu würdigen weiß, kennt den ganzen Hauck und das, was von ihm ewig bleiben wird, wenn der Professor, wie es das Schicksal der Männer des Wortes ist, längst vergessen sein wird“.

Es ist begreiflich, daß es Hauck an Anerkennung und vielfachen Ehrungen nicht fehlte, so wenig er diese suchte. Wie er von der Erlanger Fakultät den Lizentiaten ehrenhalber erhalten hatte, so ehrte ihn die Dorpater Theologische Fakultät mit dem Ehrendoktor der Theologie, dem später noch der Doktorhut der Universität Christiana folgte. Dazu kamen noch von der Leipziger Philosophischen Fakultät der philosophische und von der Freiburger Juristischen Fakultät der juristische Ehrendoktor. Auch besaß er alle Titel und Orden, die der damalige Staat an verdiente Gelehrte zu verleihen pflegte. Vielleicht aber war das die schönste Anerkennung für ihn: Als die Leipziger Studenten sich den Scherz erlaubten, die mittelalterlichen Elogia der berühmtesten Doktoren auf verehrte Dozenten zu übertragen, da verglichen sie Albert Hauck mit Albertus Magnus und übertrugen auf ihn dessen Elogium „Doctor universalis“. In der Tat mag man bei dem Charakterbild, das Hauck von Albertus Magnus als „dem größten Theologen jener Zeit“ entworfen hat, an ihn selber denken.

Noch wären manche Einzelheiten aus seinem Leben zu schildern, auf die wir verzichten müssen, wie seine – allerdings nicht sehr lange ausgedehnten – „Natur- und Kunstreisen“, die er gewöhnlich in den Herbstferien unternahm, seine politische Einstellung, sein Familienleben; er dachte gewiß an seine eigene Ehe, als er einmal beim Anblick eines *s c h w e i g e n d* umeinander zärtlich besorgten Ehepaares erklärte: So eine Ehe gefalle ihm! Es sei genug, noch seines Heimanges zu gedenken. Erst in den beiden letzten Jahren seines Lebens machte sich die beginnende Verkalkung in steigenden Herzbeschwerden geltend. Die schweren Kriegsumstände im Winter 1917/18 mit ihrer Kohlennot und Ernährungsschwierigkeiten schädigten weiter seinen Gesundheitszustand. Schon im Januar 1918 hatte er einen leichten Ohnmachtsanfall. Nachdem er am Gründonnerstag, wie gewohnt, an der Abendmahlsfeier der Universitätsgemeinde teilgenommen hatte, überfiel ihn am Karfreitagmorgen ein schwerer Anfall von Herzasthma. Am Weißen Sonntag, dem 7. April entschlief er abends gegen 9 Uhr, nachdem er den Seinen noch ein Abschiedswort

hatte sagen und mit einem deutlichen Ja zu dem sich hatte bekennen können, dem er im Leben und im Sterben gehören wollte. Das Begräbnis fand seinem Wunsch entsprechend in aller Stille auf dem Südfriedhof statt und wurde von dem Universitätsprediger D. Ludwig Ihmels (vorher Professor in Erlangen und zuletzt sächsischer Landesbischof in Dresden) gehalten; Hauck hatte die wissenschaftliche Art und Predigtweise von Ihmels besonders geschätzt. Das Apostelwort Römer 14 V. 7 u. 8 leuchtete über jener stillen Feierstunde. Ein Grabstein nach der Art der liegenden Steine auf dem berühmten St. Johannisfriedhof in Nürnberg, den er so gut kannte und so oft besucht hatte, deckt sein Grab. Auf der einen Seite steht der Name seines früh verstorbenen Sohnes, auf der anderen D. theol. Albert Hauck. An der oberen Querseite ist zu lesen: „Nascimur, ut moriamur“ (Wir werden geboren, um zu sterben), auf der unteren: „Morimur, ut vivamus“ (Wir sterben, um zu leben). Ob Hauck die fast gleich lautende Inschrift auf dem Grabstein Joachim von Sandrarts im Johannisfriedhof – allerdings in französischer Sprache – gekannt hat oder ob sie auf Augustin zurückgeht, wie sein Sohn Friedrich mir gegenüber in einem weit zurückliegenden Gespräch vermutete? Auf jeden Fall war das die Antwort Albert Haucks auf das „Rätsel, welches wir Leben nennen“.

Zuletzt aber können wir von diesem „Doctor universalis“ nicht Abschied nehmen, ohne seiner grundsätzlichen Ausrichtung, seinem maßgebenden Grundsatz zu folgen: „Die Geschichte der Vergangenheit ist die Lehrmeisterin für die Zukunft!“. Weil nach dem Worte Haucks „alles Irdische das Ergebnis geschichtlichen Werdens ist“,



Ehemalige Dorfschmiede, das Geburtshaus von Hans Vogt, in Wurlitz bei Hof/Saale.
Zeichnung :Karl Bedal, Hof/S.

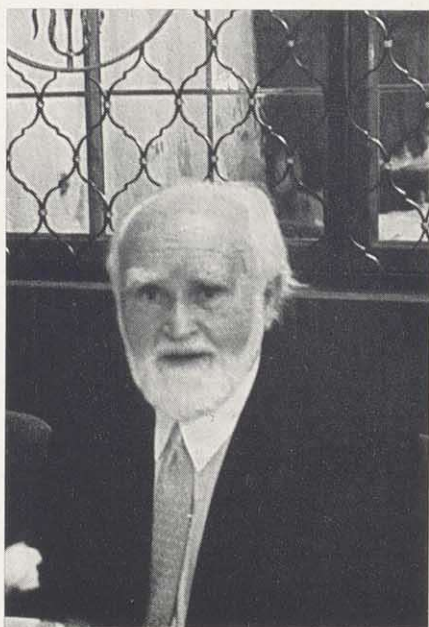
darum kann nur der das Wesen der Gegenwart und ihre zukünftige Entwicklung recht verstehen, der von ihrer Vergangenheit weiß. Was hätte es beispielsweise für die rechte Einschätzung des aufkommenden Nationalsozialismus bedeutet, wenn man seine geschichtlichen Wurzeln erkannt hätte. Und wie könnte es eine Hilfe zur Beurteilung der gegenwärtigen Lage mit ihren Auflösungserscheinungen sein, wenn man die Auflösungserscheinungen der untergehenden Antike zum Vergleich heranzöge. So kann Albert Hauck heute noch ein Wegweiser sein, wenn man geschichtlich denkt!

Dr. h. c. Hans Vogt 80 Jahre

Der Erfinder des Tonfilms kommt aus Oberfranken

Als Dr. h. c. Hans Vogt, Gründer und Seniorchef der Vogtwerke in Berlin, Sonnen (Niederbay.) und Erlau bei Passau, ein mit allen Merkmalen fränkischer Wesensart ausgestatteter Franke, am 25. September seinen achtzigsten Geburtstag feierte, war dies nicht nur eine Angelegenheit im engen Familien- und Freundeskreis. Die nahezu eintausend Betriebsangehörigen waren in das Feiern mit einbezogen und die breite Öffentlichkeit wurde durch Fernsehen, Feierstunden und Zeitungsberichte mit diesem Ereignis konfrontiert. Mit gutem Recht, denn Hans Vogts zahlreiche Erfindungen und Patente – es sind mehrere Hundert – sind zu unser aller „Nutz und Frommen“ von ihm erdacht.

Am Geburtstag veranstaltete das Deutsche Museum in München eine Feierstunde mit Ansprachen von Theo Stillger, dem Generaldirektor des Museums, Dr. Adolf Kochs (München), 1. Vorsitzenden der „Deutschen Kinotechnischen Gesellschaft für Film und Fernsehen“ und Direktor Walter Pindter (Berlin), 1. Vorsitzenden des „Verbandes Technischer Betriebe für Film und Fernsehen“. Die Laudatio oblag dem Ehrenpräsidenten der „Deutschen Kinotechnischen Gesellschaft für Film und Fernsehen“, Prof. Dr. Albert Narath (Berlin). Anschließend wurde eine „Hans Vogt-Sonderschau 1970“ mit dem Thema „Die Erfindung des Tonfilms: Triergon“ im Ehrensaal des Museums eröffnet.



Die große „Vogt-Familie“ hat nach bewährter Art gefeiert. Ein „Erlauer Abend“ vereinigte Mitarbeiter, Freunde und Gäste zu einem geselligen, frohen Beisammensein. „Musik, Tanz, Gesang, feine Genüsse für den Gaumen, Unterhaltung und auch handfeste Gaudi fanden hier einen ausgelassenen Rahmen. Es wurde nicht gespart, wie es bei den Vogtschen Festen üblich ist“ berichtet lobend die „Passauer Neue Presse“. Jeder Betriebsangehörige der Vogtwerke